Art, die andere Wange hinzuhalten

Bodensee: Das schaurige Äbtemonument im Kloster Salem (1775/77) Foto Achim Bednorz

hnet. Ein Engel war e gesagt, trotzdem von unangenehmen richten. In aller Öffgefragt, was er sich al-Besuchen eigentte Jagger: „Sie können, ohne ein ‚Familie‘ Oder im Zusammen- en Bill Wyman, der, Gitarrist Mick Taylor, den Mumm hatte, die Band lebend zu verlassen: „Wenn Bill mit Freunden in einem Restaurant beim Abendessen saß, gesellte sich Mick schon mal mit seiner ganzen Entourage zu ihm an den Tisch, bestellte den teuersten Champagner und zog wieder ab, ehe die fette Rechnung präsentiert wurde. Aber wenn Bill um eine Unterredung unter vier Augen bat, um etwas Geschäftliches zu besprechen, hieß es, Mick habe zu viel zu tun.“

Kollegenmobbing soll es geben, und entsprechende Züge ließen sich wohl auch leicht an gewissen Hochkulturträgern ausmachen. Norman wendet sich an ein Publikum, das schon mal hat läuten hören, dass für einen notorisch geizigen Menschen wie Jagger bei Geld die Feindschaft manchmal anfängt und dass sein eigentliches Baby die Rolling Stones sind, jetzt schon seit unglaublichen fünfzig Jahren. Dass ihn seine sieben Kinder trotzdem „vergöttern“, wie Norman sagt, aber natürlich nicht beweisen kann, wird auch seine Gründe haben. Jeder, den er befragt hat, schildert Jagger als jemanden, der, wenn es darauf ankam, ausgesprochen fürsorglich und auch finanziell großzügig war, auch die Texanerin Jerry Hall, die unter seiner Untreue wohl am meisten litt. Sogar Keith Richards, sein *glimmer twin*, bekam diesen Zug in den Zeiten seiner schlimmsten Drogensucht zu spüren.

Dass Jagger selbst nie mit Sucht zu tun hatte, wusste man. Ein neues Licht auf diese Figur, deren Leben auch oder sogar erst recht außerhalb des Bandzusammenhangs zu interessieren, ja, zu faszinieren vermag, wirft die bis heute strikt durchgehaltene Devise des „never complain, never explain“ (sich nie beklagen, sich nie rechtfertigen). Grund, dagegen zu verstoßen hätte Mick Jagger oft genug gehabt, den triftigsten wohl 1967, in dem Jahr, in dem den Rolling Stones von der britischen Polizei und Justiz übel mitgespielt wurde. Norman verfolgt die Spur des mysteriösen David Snyderman, der Acid King David genannt und vom amerikanischen FBI wie vom britischen MI5 angeworben wurde, um den Musikern auf einer an sich absolut harmlosen Wochenendparty LSD unterzuschieben und sie anschließend zu verpfeifen. Jagger und Richards kamen für kurze Zeit ins Gefängnis und konnten auch sonst nicht von sich sagen, dass sie die Öffentlichkeit auf Händen getragen hätte – im Gegensatz zu den in Wirklichkeit kaum weniger verruchten Beatles, aber an diesem Nationalheiligtum vergriff sich damals zumindest in England niemand. Es ist jedenfalls interessant, dass Mick Jagger sich selbst in dieser privat wie beruflich aufreibenden Zeit nie zu einer Bemerkung gegen das sogenannte Establishment hinreißen ließ.

Dass er selbst von Anfang an unbedingt dazugehören wollte und es, sehr zum Missfallen von Keith Richards, inzwischen zum „Sir“ gebracht hat, stimmt natürlich. Norman behandelt diesen Aufstiegswillen, der ihn sich früh von den schäbig-versifften Lebensumständen der jungen, absoluten Bluesfanatiker namens Rolling Stones absetzen ließ – aber er behandelt sie mit ebensolcher Neutralität wie die geradezu „narzisstische Selbstbezogenheit“ Jaggers, die ja ebenfalls eine bekannte Tatsache ist. Die Frage ist nur, ob es bei einem Künstler dieses Ranges auch ohne gegangen wäre. Wahrscheinlich nicht, obwohl Norman auffallend wenig Neigung zeigt, Jaggers Genie, das ja nicht nur im Geldverdienen besteht, unter diesem Aspekt unter die Lupe zu nehmen.

Diesen Mangel an „Psychologie“ könnte man als Versäumnis verbuchen; aber die Fakten sprechen für sich – und meistens für Mick Jagger: sein gesundes Misstrauen gegen den betrügerischen Manager Allen Klein, der sich aber trotzdem die Rechte an allen Songs aus der Decca-Zeit (bis 1970) unter den Nagel riss; seine Selbstkontrolle, die manchen Interviewer verzweifeln ließ; seine Bildung; seine Bereitschaft, sich bei seinen Filmprojekten anstandslos unterzuordnen; sein immenses logistisches Talent, das mit kniffligsten Privatarrangements genauso fertig wurde wie mit immer gigantischer werdenden Tourneen. Mick Jagger, mit anderen Worten, hatte alles im Griff, während Keith Richards die meiste Zeit stoned war, ohne deswegen weniger geniale Musik zu schreiben, und der Rest ohnehin nichts zu sagen hatte.

Die eingefleischtesten unter den Stones-Fans werden in dieser Biographie, deren zeitlicher Schwerpunkt vernünftigerweise ganz auf die Hochphase der Band gelegt wurde, also bis circa 1980, und die danach erheblich geraffter erzählt, auf manches Vertraute stoßen und wahrscheinlich auch wissen, von wem, ob (mehr) von Jagger oder Richards, welches Lied stammt. Der weniger Eingeweihte hätte sich wohl ein wenig mehr Anleitung beim Lüften manches songschreiberischen Mysteriums gewünscht; allzu selbstverständlich setzt Norman die Bedeutung dieser Musik voraus.

Als Biograph ist er bestens ausgewiesen und hat zuletzt tausend Seiten über John Lennon vorgelegt. Er war sogar unter den Autoren, die Jagger schon vor dreißig Jahren beim Schreiben seiner Autobiographie unter die Arme hätten greifen wollen. Daraus wurde nichts – nicht aber, wie Siegfried Schmidt-Joos immer noch insinuiert, weil das dann von einem anderen Autor abgelieferte Manuskript zu sehr Jaggers unschöne Seiten bloßgelegt hätte, sondern weil es einfach zu langweilig war. Nicht nur in dieser Hinsicht ist diese Biographie, die auch außerhalb von Fankreisen Interesse beanspruchen darf, mehr als eine Entschädigung.

Philip Norman: „Mick Jagger“. Die Biographie.

Aus dem Englischen von Gabriele Gockel, Sonja Schumacher und Gabriele Zybak. Droemer Knaur Verlag, München 2012. 720 S., geb., 24,99 €.

Wahr ist, was wie viele wollen?

Wenn Wissen zur Ware wird, feiern die Interessen: Ein Sammelband über das Verhältnis von Forschung und Demokratie.

Von Joachim Müller-Jung

Die Wissenschaft auf den gesellschaftlichen Prüfstand zu stellen, ganz nach dem Motto „Frag nicht, was der Staat für dich tut, sondern was du für den Staat tun kannst“, war schon vor mehr als fünfzig Jahren eine lohnende Intellektuellenübung. Damals waren die Verflechtungen im militärisch-industriellen Komplex, der Streit ums Atom und dessen Missbrauch für die Bombe und der Einsatz potentiell tödlichen Wissens für politische Zwecke Gründe genug, dem scheinbar unaufhaltsamen Aufstieg der naturwissenschaftlichen Forschung zu misstrauen. Die Wissenschaft hatte ihre Unschuld eingebüßt.

Im Zeichen rapide steigender Forschungsbudgets und rhetorischer Recyclingsware wie „Wissensgesellschaft“ und „Innovationspolitik“ mag es, oberflächlich betrachtet, inzwischen so aussehen, als sei mit den technologischen Fortschritten Friede eingekehrt und die Wissenschaft rehabilitiert. Eine Erfolgsgeschichte unter dem Dach der Volksherrschaft – „die Wahrheit im Dienst der Demokratie“, wie der englische Soziologe Nikolas Rose das Ideal beschreibt. Die Sache ist nur: Man traut dem Braten nicht, jedenfalls nicht unter Soziologen, Historikern und Wissenschaftsphilosophen. Die politische Rolle der Wissenschaft bleibt für sie zwiespältig bis dubios.

Michael Hagner, Professor für Wissenschaftsforschung an der ETH Zürich, hat einige prominente Vertreter dieser Fächer eingeladen, das angespannte Verhältnis von Wissenschaft und Demokratie auszuloten. Der Band versammelt Texte von Marianne Sommer, Michael I. Gordin, Roger Cooter, Petra Gehring, Andrew Abbott, Bruno Latour, Philip Kitche, Nikolas Rose und von Hagner selbst, der seine Prämisse auf den Punkt bringt: „Die Frage einer Schwächung der Demokratie durch die Wissenschaft ist längst nicht vom Tisch.“ Dabei geht es nicht um Verschwörungen oder Machtmissbrauch, sondern im Grunde um die ganz banale und für jeden einigermaßen neutralen Beobachter auch völlig unbestreitbare jüngere Entwicklung: dass nämlich Wissen tatsächlich zu einer Ware geworden ist, die ökonomischen wie politischen Monopolisierungs- und Manipulationsgelüsten unterworfen ist. In diesem Band mit neun thematisch sehr unterschiedlichen, aber durchweg dichten und eindringlichen Essays – fast alle ursprünglich an der ETH Zürich aus Anlass des fünfzigsten Todestages von Ludwik Fleck vorgetragen –, geht es mehrheitlich um Macht und Machtkontrolle in der Bio- und Klimaforschung; aber auch um die Überlebensversuche der Geisteswissenschaften in wissenschaftspolitisch heikler Lage.

Michael Hagner (Hrsg.): „Wissenschaft und Demokratie“.

Suhrkamp Verlag, Berlin 2012. 284 S., br., 16,– €.